

♂ „*Arctia Caja*“ L., brauner Bär, überbracht und von demselben in eine Schachtel gethan. Schon am 2. und 3. August legte der allerdings schön gezeichnete Falter in zwei fast regelmäßigen, gleichschenkeligen Dreiecken über 350 Eier und starb dann, nachdem er vorher so eifrig für eine zahlreiche Nachkommenschaft besorgt war. Nimmt man nun auch nur die Hälfte der Eier weiblichen Geschlechtes an, was nicht übertrieben ist, so zeigen sich schon binnen Jahresfrist, in der zweiten Generation, 61.250 Bären-Nachkommen, ein Stämmchen, mit dem männiglich zufrieden sein kann. Nach acht Tagen, nämlich am 11. August, schlüpften sämtliche Jungen aus und wimmelte die Schachtel von glänzenden agilen Käupchen, welche indeß, wegen Nahrungsmangel, natürlich nicht am Leben bleiben konnten.

R. K.



Culturgehistliche Beiträge zur Pflanzenkunde und Gärtnerei.

Gesammelt von Gustav Adolf Zwanziger.

VI. Das „*Silphium*“ (*Laserpitium*) von Cyrenaica.

An der Nordküste Afrikas zwischen Egypten und Tripolis lag die afrikanische Colonie Cyrenaica oder auch Pentapolis, in welcher das von den Griechen hochgeschätzte *Silphium* wuchs.

... Theophrastos Eresios († 288 v. Chr.) sagt in der Beschreibung dieser Pflanze: „Das *Silphium* (σίλφιον) hat viele dicke Wurzeln (die mit Essig verspeist werden); der Stamm ist dem der *Ferula* (ράβδος), das Blatt dem des *Sellerie*s (σέλινον) ähnlich; der Samen ist breit und blattartig und heißt deswegen Blatt (φύλλον) u. s. w.“ In Rom wurde das Pfund des Saftes, Laser genannt, mit dem gleichen Gewichte Silbers aufgewogen. Strabo und Plinius, die zur Zeit Christi Geburt lebten, berichten das gänzliche Aussterben dieser Pflanze zu ihrer Zeit, die es auch nie gelang in Griechenland aufzu ziehen. Die alten Römer glaubten das verloren gegangene cyrenaische *Silphium* in verwandten westasiatischen Pflanzen, wie *Ferula asa foetida* u. s. w., die Neueren in *Thapsia Silphium*, *Ferula tingitana* u. a. wieder aufzufinden. Falconer fand im nördlichen Kaschmir eine hohe, eine Art *Asa foetida* liefernde Dolde pflanze, die er unter

dem Namen Narthex beschrieb und abbildete und welche möglicherweise entweder das schon den Alten bekannte medische oder das echte chrenaische Silphium ist. Für letztere Meinung sprechen sich Derstedt und F. Friedländer aus. Einen Vergleich mit Falconer's Abbildung gestatten die zahlreich in allen Metallen vorhandenen Münzen aus der Blütezeit von Cyrene, auf welchen das Silphium gleichsam das Landeswappen bildet. (Aus einem Vortrage des Obergerichts-Directors v. Werlhof. Siehe Jahreshefte des naturwissenschaftlichen Vereines für das Fürstenthum Lüneburg. VI. 1872/73. (1876) Seite 144—147 mit Abbildung.) Auch diente die *ραρθηξ* (Ferula oder Feuerrohr) zur Aufbewahrung des Feuers. (M. Bastian, Zeitschrift für Ethnologie. I. Band. 1869. S. 381.)

VII. Vom Dill.

Der Dill, ein Doldenblütler, *Anethum graveolens* L., in Kärnten unter dem Namen Kopper als gewürzhaftes Kraut zum Gurkeineinmachen u. s. w. bekannt und beliebt, wurde nach Tilly's Niederlage in der Schlacht bei Breitenfeld (7/17. September 1631), in den damals erscheinenden zahlreichen Spottliedern häufig als Wortspiel angewendet, um die Ohnmacht des Feldherrn zu verhöhnen. So heißt es in einem Flugblatte: „Der arme Pilgrimirende Nimmer-Till.“ Offnes Blatt in Folio. Mit Kupfer: Tilly barhaupt, ein Dorf. Gedruckt zu Heidelberg, Anno 1632.

Ich armer Nimmer-Trew! O hett ich lassen wachsen
Den frommen Rauten-Stock und Bindenbaum in Sachsen!
So hett auch meine Till vnd Kimmel baß gefrucht!
Die nun bekommen gar die Schwind- und Schwindelsucht.

Der Name Tilly's gab auch zu folgendem Gedichte Anlaß: „Die genaueste und gedilgete Dille d. i. Wie vor einer jederzeit verachten und vernichten Wasser Mauß der Päpstlichen Vigan ihre Dille von dem Leuchter entführet u.“ Weller, Lieder. S. XXXIII. (Archiv für Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld, Secretär der k. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Leipzig, B. G. Teubner, 1875. 8°. S. 81.)

VIII. Ein Gedicht des Theodorus Prodomus als Beispiel für eine Erscheinung in der Volkspoesie.

Augustin Koberstein hat in seiner Abhandlung: „Ueber die in Sage und Dichtung gangbare Vorstellung von dem Fortleben abgeschiedener Seelen in der Pflanzenwelt *) nachgewiesen, wie alt und wie häufig wiederkehrend in den Dichtungen der verschiedensten Völker der Gedanke ist, daß Liebende, welche im Leben keine Gemeinschaft finden konnten, im Tode sich durch die ihren Körpern entsprossenden Pflanzen vereinigen. Schon Koberstein hat die Ansicht ausgesprochen, daß die Entstehung dieses Gedankens auf eine mythologische Grundlage zurückzuführen sei. In verschiedenen Liedern wird berichtet, wie eine junge Schöne sich rühmt, den Charos nicht zu fürchten. Da kommt er und schießt sie mit seinen Pfeilen todt. Und wie man nun das Leichenbegängniß feiert, kommt ihr junger Gatte oder auch Geliebter und erfährt die Trauerkunde. Dem Gedichte des Theodorus Prodomus sei hier ein Beispiel aus der neugriechischen Volkspoesie in Uebersetzung vorausgeschickt, dessen Urtext bei Passow N. 414 und in Schnorr's Archiv für Literaturgeschichte 1875, S. 125, veröffentlicht ist:

Da zog hervor den goldnen Dolch er aus der goldnen Scheide,
Hoch hielt er ihn und senkt' ihn dann und stieß ihn in das Herz sich.
Und ein Cypressenbaum erwuchs dort, wo sie ihn begruben,
Und Schilfrohr sah man wachsen dort, wo man sie hin begraben.
Und wenn der Boreas nun bläst, dann neigt sich die Cypresse,
Und wenn des Zephyrs Hauch sich regt, dann neiget sich das Schilfrohr,
Das Schilfrohr neigt sich nieder dann und küßt die Cypresse.

In einer andern Version bei Passow N. 415 heißt es noch:

Nun sieh nur diese Wesen an, die wenig Leben haben,
Was sich nicht in dem Leben küßt, das küßt sich noch im Tode.

Je seltener man in der byzantinischen Gelehrtenliteratur Hindeutungen auf Volkspoesie begegnet, um so mehr verdienen die folgenden Verse des gerade auch durch seine vulgärgriechischen Gedichte bekannten Theodorus Prodomus Beachtung, welche der Pariser Handschrift 1630 Fol. 180 entnommen und in Schnorr's Archiv für

*) Koberstein, „Vermischte Aufsätze.“ Leipzig, 1858. S. 31—62; vorher im Weimariſchen Jahrbuch, Band I. 1854. S. 73—100 nebst Nachtrag von Reinhold Köhler ebendasselbst S. 479—483. Vergl. auch A. v. Berger, Deutsche Pflanzensagen. Stuttgart und Dehringen, 1864. S. 12 ff.

Literaturgeschichte, Leipzig, 1875, S. 126 abgedruckt sind und deren Uebersetzung ich Herrn Studiosus Johann Leon verdanke. Sie lauten:

Eingefenkt in die Erde, entsprossen den Liebenden Bäume
 Sich innig umschlingend, das Schicksal versagt' es der Liebe
 Doch den Herzen entfeimten sich fest umschließende Bäume
 Groß! Groß! verbind' auch die Herzen der Beiden, o thu' es
 Wie innig liebten auch sie sich, doch versagt war ihnen jede Verbindung
 Liebst ja die Bäume so sehr und pflegt sie und pflanz't sie zusammen,
 Wie aber hast Du's vermocht, die Herzen so gänzlich zu trennen?
 Ihr aber wachset fort und bringet als Frucht eine Hochzeit!

Es ist dies eine byzantinische Verballhornung der volksthümlichen Idee, in der aber doch die Symbolik vollständig gerettet ist. Obendrein aber beweist dieses kleine Gedicht, daß man schon früher genug diese Vorstellung für Zwecke der Kunst verwerthet hatte, indem ja nach Prodromus das Ganze auf einem Siegelring dargestellt war, auf welchem aus den Herzen zweier Liebenden Bäume hervorsprossen, die sich zu einem Gipfel vereinigen. Freilich wäre es interessant zu erfahren, ob diese Darstellung ein Werk der antiken oder der byzantinischen Kunst war; doch fehlen darüber weitere Andeutungen. Dem neugriechischen Volksliede aber läßt sich aus anderen Gründen ein ziemliches Alter beilegen; vielleicht kannte Prodromus, der die *χρδαία γλώσσα* so liebte, bediente er sich ja derselben in Schriften, die an den Kaiser gerichtet waren, das Volkslied schon; wenigstens ist immerhin auffallend, daß er den auch im Liede gebrauchten Ausdruck *τὰ δένδρα φιλεῖ*, die Bäume küssen sich, angewandt hat; einen Ausdruck, der von dem gewöhnlichen Gebrauche von *φιλεῖν*, lieben, im klassischen Griechisch abweicht. (Schnorr von Carolsfeld, Archiv für Literaturgeschichte. Leipzig, B. G. Teubner, 1875, S. 125—127.)

IX. Die Farben der Blumen und die Blütezeit der Pflanzen.

Im botanischen Garten zu Edinburg hat Herr Mc. Nab 26 Jahre lang Beobachtungen über die Blütezeit derselben Frühlingspflanzen angestellt und die Resultate dieser phänologischen Untersuchungen in einer ausführlichen Arbeit veröffentlicht. Ueber dieselbe gibt Herr Alexander Buchan einen kurzen Bericht in der „Nature“ vom 27. Jänner, dem wir die Thatsache entnehmen, daß unter diesen Pflanzen sich auch drei Varietäten einer Species befinden, nämlich die

blaue, weiße und rothe Varietät von *Scilla bifolia*. Von diesen drei Varietäten nun blüht die blaue zuerst, nämlich am 7. März; dann kommt die weiße Varietät am 17. März, und zuletzt die rothe Varietät am 21. März, so daß die rothe vierzehn Tage später zur Blüte gelangt als die blaue.

„In Zusammenhang hiermit kann die interessante Frage aufgestellt werden nach der Beziehung, welche die Farben der Blumen zu den Blütezeiten haben. In dieser Hinsicht sind unsere britischen wilden Pflanzen in Gruppen gebracht worden nach den verschiedenen Farben ihrer Blüten und nach den Monaten, in denen die Blüten gewöhnlich aufbrechen, wobei die Daten entnommen sind der „Flora der britischen Inseln für Studierende“ von Dr. Hooker. Beim Classificiren der Pflanzen umfassen die rothen die fleischfarbigen, carmoisin- und scharlachfarbigen; und die grünen alle grünlich weißen, gelblich grünen und grünlich purpurfarbigen Blüten. Die Gramineen, Kiedgräser und andere Gruppen, die charakterisirt sind durch unansehnliche Blütenhüllen, sind ausgeschlossen. Die untersuchte Liste umfaßt 909 Species, unter denen 257 weiße Blüten und 238 gelbe Blüten haben; diese beiden Classen bilden nahezu die Hälfte der ganzen Zahl; dann folgen die rothen 144, purpurfarbigen 94, blauen 87, grünen 51 und gemischte 38. Nimmt man jede Farbe für sich und berechnet man die Procentsätze dieser Farbe, welche zur Blüte gekommen in jedem Monat vom April zum Juli, so erhalten wir für die ersten fünf Classen die nachstehenden Resultate:

	April	Mai	Juni	Juli
Blau . . .	16 . .	43 . .	71 . .	93
Weiß . . .	14 . .	36 . .	70 . .	97
Purpurn . .	4 . .	28 . .	61 . .	92
Gelb . . .	9 . .	24 . .	61 . .	93
Roth . . .	9 . .	25 . .	62 . .	94

Von diesen Farben sind sonach die blauen durchschnittlich bei weitem die frühesten im Blühen; dann folgen der Reihe nach die weißen und die purpurfarbigen, zuletzt die gelben und die rothen. Es folgt daraus, daß die in der britischen Flora enthaltenen Blüten sich in Bezug auf die Blütezeiten zu ordnen streben in der Reihenfolge der Spectralfarben, indem durchschnittlich diejenigen die frühesten sind, die am nächsten dem Theile des Spectrums liegen, wo die actinischen Strahlen im Maximum sind. Man wird bemerken, daß die verschieden-

farbigen Varietäten von *Scilla bifolia* dieselbe Reihe des Blühens bilden, wie die Pflanzen der britischen Flora von gleicher Farbe.

Sorgfältige von Jahr zu Jahr fortgesetzte Beobachtungen der genauen Blütezeiten verschiedener Pflanzen und namentlich verschiedenfarbiger Varietäten derselben Species werden nicht ermangeln wichtige Data zu ergeben für die Untersuchung des Einflusses der Sonnenstrahlen auf die Entwicklung der wichtigeren Lebensfunctionen der Pflanzen in den verschiedenen Jahreszeiten. Obwohl es ganz richtig ist, wie Herr Prior in der „Nature“ bemerkt hat, daß Blumen aller Farben in jedem Frühlings- und Sommer-Monat blühen, so ist doch klar, daß nur die Untersuchungsmethode nach den Durchschnittswerthen es ist, welche uns leiten kann in dem Auffuchen des Gesetzes, welches unter den Blüten die Vertheilung der Farben nach den Jahreszeiten regelt. Es ist kaum nöthig auf die Wichtigkeit dieser Frage hinzudeuten für ihre mögliche Anwendbarkeit auf das Erziehen früher und später Varietäten der Blüten und Früchte.“ („Naturforscher.“ Nr. 14, 1876.)

X. Die Befiedlung des Nilthales mit Pflanzen.

Das Meer reichte früher bis zu den am Westabfalle der libyschen Hochebenen belegenen Buchten und Rissen. Zwischen diesen und der Küste war das Meer sehr tief, wie noch jetzt durch die starke Depression einer Strecke der sich von den Küsten her ausdehnenden, von den Rissen unterbrochenen Wüstenebene angezeigt wird. (Vergl. R. Hartmann: Naturgeschichtlich-medizinische Skizze der Nilländer. Berlin, 1865/66.) Ströme, deren Existenz und Lauf noch jetzt durch viele Wadis und Khôrs (Thäler, Wildbäche, resp. deren Betten) angedeutet wurden, ergossen sich von den Bergen, dem Zibân, Nures, den libysch-arabischen Hochflächen her, in die See. Die Ströme häuften Dämme längs der Küste auf, hinter denen die nicht mit regelmäßig, nicht ununterbrochen strömendem Flußwasser genährte See allmählig verdunstete, bis auf gewisse Lachen, Schotts im Maghreb oder afrikanischen Nordwesten genannt. Diese sind als Ueberreste jenes Meeres zu betrachten. Der bloßgelegte in festes Land verwandelte Meeresboden belebte sich mit Pflanzenwuchs; an durch Klima und Bodenbeschaffenheit begünstigten Stellen bezog er sich sogar mit von Korallen und andern Arten der Gattung, von Seeföhren, Aleppo-föhren, Eichen, Ulmen, Lorbeeren, Feigen, Kastanien, Zwergpalmen

u. v. a. m. gebildeten Wäldern. In sehr frühen Zeiten breiteten sich Gehölze von Dadoxylonen, den Araucarien Südamerikas verwandt, über Nubien und Egypten aus. Später bedeckten Dickichte von Acacien, Christdorn, Balaniten, Nacktbäumen, Feigen, Brustbeerstauden und Tamarisken Theile des libysch-arabischen Wüstenplateaus. Nicht aber die Nicolien, jene den Bombax und Sterculien verwandten Bäume, deren versteinerte Reste wir zwar durch Nubien hie und da vorfinden, deren Ursprung jedoch im abyssinischen Hochlande zu suchen ist Erst nachdem der Nil durch seine Anschwemmungen an seinen Ufern fruchtbares Land, beiderseits vom Wüstenlande umsäumt, konnte ein Stamm jener großen, über Nordafrika verbreiteten Smöscharh- oder Verberrace, von Libyen oder aus den höheren Landschaften Nord-Sudans her, sich im Lande ansiedeln und Herodot's „Geschenk des Flusses“ bebauen und jene Pflanzstätte menschlicher Geistesbildung gründen, welche zur Mutter der europäischen (altgriechischen) wurde. . . . (Robert Hartmann, Untersuchungen über die Völkerschaften Nordafrikas. I. Die alten Egypter. Zeitschrift für Ethnologie. I. Bd. 1869. S. 43.)

Wer arzeni sich niemet an
und doch kein presten heilen kan,
der ist ein guter gontselman.

XI. Von narrechter arzni.

- Der gat wol hein mit andern narnn,
wer eim dotkranken hñcht den harn
und spricht: „wart, bis ich dir verkünd,
was ich in minen büchern find.“
- 5) die wil er gat zun büchern heim,
so fert der siech gen Dotenheim.
vil nemen arzeni sich an,
der dheiner *) etwas domit kan
den was das kruterbüchlin *) lert,
- 10) oder von alten wibern hört;
die hant ein kunst, die ist so gut,
das sie all presten heilen dut
und darf kein underschit me han
under jung, alt, kind, frouen, man,

*) dheiner, keiner. — *) kruterbüchlin, Kräuterbüchlein, in dem die medicinischen Wirkungen der Pflanzen angegeben wurden. (Es gab damals keine anderen botanischen Werke.)

- 15) oder süßt, ¹⁵⁾ truken, heiß und kalt;
 ein frut das hat solch kraft und gwalt,
 glich wie die salb im Alabafter, ¹⁷⁾
 daruß die scherer all ihr pflaster
 machent, all wunden heilen mit,
 20) es sigen gswär, stich, bruch und schnit; u. s. w.

(Sebastian Brant, Narrenschiff. Herausgegeben von Karl Goedeke. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1872. S. 98. Brant, geb. Straßburg 1458, gest. daselbst 1521; 1. Auflage des Narrenschiffs, Basel 1494.)

XII. Zur Weinverfälschung im 15. Jahrhundert.

In Sebastian Brant's Narrenschiff obiger Ausgabe Nr. 102 Von falsch und beschiff findet sich folgende Stelle, die zeigt, daß man auch im 15. Jahrhundert schon sich gut auf die Weinmacherei verstand, wie der Betrug in Allem eher größer als kleiner war, wie heutzutage:

Betrüger sint und fälscher vil,
 die tönen recht zum narrenspil:

- — — — —
 voruß löst man den win num bliben,
 groß falschheit dut man mit im triben:
 15) salpeter, schwebel, dotenbein
 weidäsch, ¹⁶⁾ senf, milch, vil frut unrein,
 stoßt man zum puncten ¹⁷⁾ in das saß;
 die schwangern frouen drinken das,
 das sie vor zit genesen diß
 und sehen ein ellend anblick;
 vil krankheit springen auch daruß,
 das mancher fert ins gernerhuß. ²²⁾

XIII. Das Kraut Moly.

Auch dieses findet sich in Brant's Narrenschiff obiger Ausgabe Nr. 108. Das Schluraffenschiff S. 227, Z. 83:

— — — — —
 Do Circe mit ir drankes gwalt
 sin gstellen kert in tieres gestalt,

¹⁵⁾ süßt, feucht, in Bezug auf die vier Temperamente. — ¹⁷⁾ Alabafter, Salbenbüchse.

¹⁶⁾ weidäsch, cinis infectorius, Drusenäsche, Pottasche. — ¹⁷⁾ puncten, Spundloch. — ²²⁾ gernerhuß, Weinhaus, carnarium. (Siehe „Carinthia“, 1866, Nr. 6, S. 263 u. f.)

do was Wysses also wiz,
 das er nit nam drant oder spiz,
 bis er das falsch wib überböft
 und sin gesellen all erläßt
 mit ein kruz, das man molh heist.

(Nach Ovidius und Plinius eine Pflanze mit weißer Blume und schwarzer Wurzel, Gegenmittel gegen Bezauberungen, nach Sprengel *Allium nigrum*.)

XIV. St. Galler Benedictionen vom Jahre 1000.

In der Stiftsbibliothek von St. Gallen in der Schweiz befindet sich ein Manuscript unter dem Titel: Liber benedictionum (Segenbuch), welches etwa um das Jahr 1000 von dem Mönche Ekkehard IV. (geb. um 980, gest. um 1036) geschrieben wurde, dessen Inhalt sowohl über die klösterliche Lebensweise, als über die Sitten und den Bildungsstand jenes Zeitalters Licht verbreitet. Dasselbe ist in lateinischen Gedichten und in reimenden Hexametern, sogenannten leoninischen Versen, abgefaßt, die sich indessen durch nichts weniger als durch Schönheit auszeichnen, im Gegentheil häufig der Form nach mißlungen, mitunter auch dem Sinne nach so dunkel sind, daß der Verfasser selbst sich bewogen fühlte, durch Beifügung einzelner Worte in deutscher und lateinischer Sprache dem Leser das Verständniß derselben zu erleichtern. Für unseren Zweck sind besonders die Benedictiones ad mensas, die Speisesegnungen, lehrreich. In jenen Zeiten wurden nicht nur in den Klöstern, sondern auch im weltlichen Leben die gleichgiltigsten Verrichtungen unter besonderen Gebeten vorgenommen.

Der Dichter hatte offenbar vor, wie aus der Anordnung der Verse hervorgeht, nicht nur eine Reihe von Speisen aufzuführen, sondern eine eigentliche Mahlzeit nach ihren einzelnen Bestandtheilen poetisch zu schildern, in der kein in St. Gallen bekanntes Gericht fehlen sollte. Der Uebergang von der früheren Einfachheit zur Mannigfaltigkeit ist sehr bemerkenswerth. „Noch im 9. und 10. Jahrhundert“, sagt von Arx, „durften die Mönche kein Fleisch essen, obschon sie die Waldungen voll Wildpret und die Ställe voll Vieh hatten und obgleich sie wegen Mangel der italienischen Früchte und der Theure der Fische meistens von Hülsenfrüchten und von Mus zu leben gezwungen waren. Dieses Musessen war in St. Gallen so gebräuchlich, daß Gero das

Wort *cibi* nicht besser als mit *Mus* und das Wort *coenare* nicht anders als mit *Abendmuseu* zu übersetzen wußte. Auch in den Engelberger Glossen, Haupt's Zeitschrift, III, ist *cenaculum* mit *muosgaden*, in andern mit *muosstete* übersetzt. Der Küchenzettel, den Abt Hartmuot (erwählt 872) machte und welchem in St. Gallen 200 Jahre lang nachgelebt wurde, war ganz in diesem Sinne abgefaßt. Nur bei der Bestimmung des Getränkes und der Fette zum Kochen wurde von der italienischen Sitte abgewichen, da für die halbe Maß Wein, welche die Regel Jedem erlaubte, eine Maß Bier und anstatt des Olivenöls verschmolzener Speck angeordnet wurden." Ganz anders gestaltete sich das Aussehen der Tafel, nachdem man Fleisch zu essen angefangen hatte. Von da an erst galt durch Jahrhunderte die Klosterküche als Kochschule.

Der Inhalt dieser Segenssprüche bietet nicht nur dem Freunde des Alterthums interessante Züge dar, sondern macht auch den Naturforscher mit einigen interessanten Thatsachen bekannt. Die letzteren sind um so werthvoller, als naturgeschichtliche Angaben in den Schriften des Mittelalters selten vorkommen. Es wird z. B. eine Reihe von Thieren als in *Allemanien* lebend angeführt, welche seither verschwunden sind, wie Bär, Viber (als Fisch), wildes (wohl verwildertes) Pferd, Urochs, Wisent, Steinbock, Damhirsch. Während die Getreidearten in fast größerer Mannigfaltigkeit als gegenwärtig gebaut und zu Brod oder Brei zubereitet werden, zeigt sich in den Frucht bäumen große Armuth und es werden z. B. keine andern als die steinigen Birnen (Mostbirnen) erwähnt. Nicht ohne Interesse sind die diätetischen Vorschriften und medicinischen Bemerkungen, wie z. B. daß die Schwämme, um ohne Nachtheil genossen werden zu können, siebenmal gekocht sein müssen, daß die Haselnuß dem Magen schädlich, der Knoblauch dagegen zuträglich, aber den Nieren schädlich sei, Hirse dem Fieberhaften ein Gift und Lauch nur dann unschädlich sei, wenn er mit viel Wein genossen werde.

Eine Menge der angeführten Dinge, namentlich die Früchte, weisen auf die Nähe der Handelsstraße nach Italien oder auf die Verbindungen des Klosters mit jenem Lande hin. Gesezt, daß Kastanien, Pfirsiche, Pflaumen, Maulbeeren, Feigen und andere Früchte auf den Gütern des Klosters schon gezogen wurden, so sind doch jedenfalls Melonen, Granatäpfel, Oliven, Mandeln, Citronen, Datteln, Fasseolen u. v. a. Erzeugnisse südlicherer Länder. Auf die Sitten und Gebräuche

Oberitaliens deutet ferner das Einkochen des Weines, der Genuß von Schwämmen als Gemüse u. a.

Einzelne, erklärende Einschüßel erläutern bald in lateinischer, bald in deutscher Sprache den Gegenstand, von dem die Rede ist; z. B. *tenera lanugine mala — citoniae* (d. i. Quitten); *cambissa*, (Gemse) i. e. *fera alpina*; *panis elixus — cesotin* brot (gesottenes Brod) oder enthalten diätetische und naturhistorische Notizen.

Von Brod werden angeführt: Brodkuchen, Torten, mondförmiges, (d. h. bei uns Rippel) gesottenes, geröstetes und mit Salz bestreutes, mit Hefen und mit Sauerteig getriebenes, ungesäuertes, neugebackenes, kaltes, warmes und unter glühender Asche gebackenes Brod, dann Eier- und Oblatenbrod, solches aus Spelt, Weizen, Roggen, Gerste und Hafer.

An Fischen, Vögeln, Schlachtvieh, Wildpret, Milch und Käse fehlte es nicht. Unter dem Wildpret kommen außer dem wilden Pferd und den oben angeführten jetzt in Aemmanien ausgestorbenen Thieren auch Wildschwein und Murmelthier vor.

Von Baumfrüchten werden aufgezählt: Äpfel, Oliven, Citronen, Feigen, Datteln, Weinbeeren, Trauben, Granatäpfel, Birnen, Mostbirnen, Quitten, Kastanien, Pfirsiche, Pflaumen, Kirschen, saure Kirschen, Baumnüsse; von Gartengewächsen: Wurzelgewächse, Samen (*semen holeris*, nicht erklärbar), medicinisches Kraut, Kraut, Kohl, gekochter und roher Lauch (Porre), gekochte Schwämme, Melonen, Kürbis, Knoblauch, Lattich, zerschnittene Kräuter an Essig (Salat); unter den Nachgerichten: Maulbeermus, von gelben und weißen Maulbeeren, Maulbeerwein, gewürzter Honigwein, mit Pfeffer und Essig bereitete Speisen, Senf, zerstoßene Kräuter, Spezereigemenge, Speltkuchen, Bohnen, Richererbbsen, Wicken, Linsen, Hirsebrei, Faseolen. Von Getränken gab es: Most, neuen und alten, Honig- und Gewürzwein, Apfel- und Maulbeerwein, sowie eingekochten, Meth, Bier und Wasser. Da der junge Dichter bei der Lobpreisung des Weines einen etwas zu hohen Aufschwung nahm, sollte er nach des Lehrers Ansicht seine Saiten wieder herunterstimmen und eine Lobrede des Wassers schreiben, was auch geschah. Die ersten Verse lauten in Uebersetzung: „Gesünder als Wein ist Quellwasser. Wein erfreut das Herz, Wasser gibt doppelte Kraft und macht trockenes Brod doppelt schmackhaft u. s. w.“

Ferd. Keller theilt im dritten Bande der Mittheilungen der

antiquarischen Gesellschaft in Zürich 1847 das ganze Gedicht mit Anmerkungen mit, von denen wir einige noch beifügen. Der Maulbeerwein, *moracetum*, wurde diesseits der Alpen nicht nur aus Maulbeeren, sondern auch aus Brombeeren u. a. verfertigt. Unter *cibis piperatis* ist nicht immer gerade Pfefferbrühe, sondern überhaupt gewürzte Speise zu verstehen, denn der Pfeffer war damals noch so selten und theuer, daß man den Namen auf alle Gewürze ausdehnte; auch *condimen* (*condimentum*) ist Würze. Unter *vinum savinatum* ist vielleicht v. *salvium*, Salbeinwein, ein im Mittelalter beliebtes Getränk, zu verstehen. Ob man die Zweige des *seuinbaums* (*Juniperus Sabina*) im *Capitulare de villis Savina*, etwa, wie den Wermuth, zum Würzen des Weines benützte, ist unbekannt. *Sicera* heißt jedes berauschende Getränk außer Wein, *Siceratores* jene, welche entweder Bier aus Getreide, Nessel- oder Birnmooß zu bereiten verstanden.



Mittheilungen aus dem Geschichtsvereine.

Die Alterthumsfunde auf Labegg.

In halbstündiger Entfernung von der Gewerkschaft St. Johann am Brückl liegt auf einem mit Wald und Gebüsch bedeckten Hügel die Ruine Labegg. Megiser führt in seiner Chronik die Labegger unter den ausgestorbenen Adels-Geschlechtern, ihr Stammhaus Labegg unter den längst verfallenen Burgen mit der Bemerkung an, „das Schloß sei von Margaretha Maultasch gebrochen worden.“ Die Ruine ist dermaßen fast dem Erdboden gleich und ganz mit Gestrüpp und Wald überwachsen. Hier fand im heurigen Frühjahr ein Eisenbahnarbeiter eine schöne bronzene Speerspitze mit Schafttröhre, die, ihrer Form nach, jedenfalls vorrömischen — keltischen Ursprunges ist. Die ganz gut erhaltene alte Waffe hat eine Länge von 27 Centimeter und war mit grüner *Merugo* bedeckt, welche vom Findex leider größtentheils abgeschiffen worden ist. Herr Oberrealschul-Professor Reiner brachte die interessante Antike käuflich an sich und verehrte sie dem Geschichtsvereine als Geschenk. — Herr Franz Vaneček, Pfarrkaplan zu St. Johann am Brückl, Mitglied des Geschichtsvereines, der von diesem Funde Kenntniß erhielt, fand sich durch selben veranlaßt, auf der Ruine Labegg weitere Nachforschungen zu unternehmen, bei welcher ihn der Gewerksbuchhalter von

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Carinthia I](#)

Jahr/Year: 1877

Band/Volume: [67](#)

Autor(en)/Author(s): Zwanziger Gustav Adolf

Artikel/Article: [Culturgeschichtliche Beiträge zur Pflanzenkunde und Gärtnerei. 218-229](#)